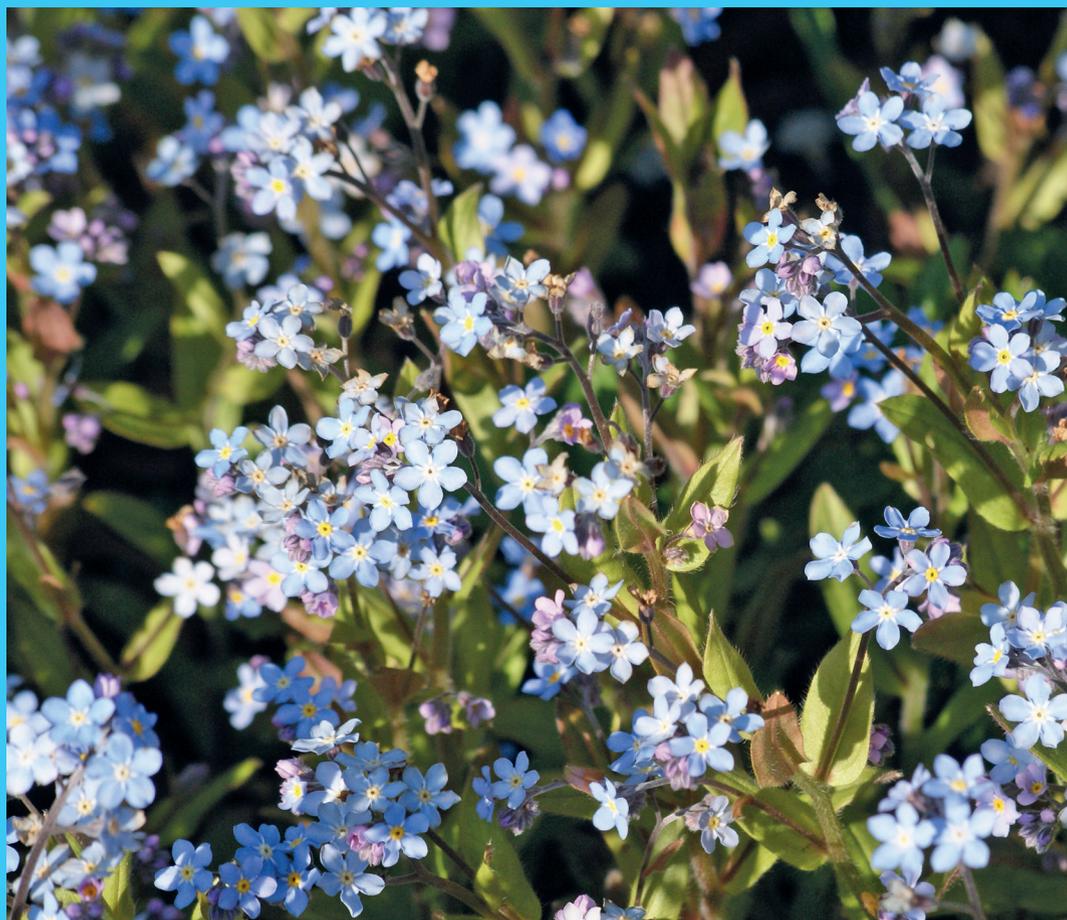


31. Jhg. MAI 2022 Nr. 5 (402)

MASURISCHE STORCHENPOST



Der 15. Mai ist der Tag des Vergissmeinnicht.

**Rosen, Tulpen, Nelken, alle Blumen welken,
nur die eine nicht und die heißt: Vergissmeinnicht!**

Foto: Ewa Dulna



Lomnica/Jelenia Góra: Gedenkstätte für Stefan Andres, dessen Schwiegereltern in diesem Dorf lebten und wo der Schriftsteller 1936 eines seiner besten Werke „El Greco malt den Großinquisitor“ schuf. S. 8

*„Ein Haus ohne Bücher
ist arm, auch wenn schöne Teppiche seine Böden und kostbare
Tapeten und Bilder die Wände bedecken.“- Hermann Hesse*

Welttag des Buches

Im November 1995 erklärte die UNESCO auf Antrag des spanischen Staates den 23. April zum Welttag des Buches und des Urheberrechts.

Die UN-Organisation für Kultur und Bildung hat sich dabei von dem katalanischen Brauch inspirieren lassen, zum Namenstag des Volksheiligen St. Georg Rosen und Bücher zu verschenken. Über diesen Brauch hinaus hat der 23. April auch aus einem weiteren Grund besondere Bedeutung: Er ist der Todestag von William Shakespeare, Miguel de Cervantes und Inca Garcilaso de la Vega.

Die Entscheidung der UNESCO, den katalanischen „Tag des Buches“ zum Welttag des Buches zu erklären, ist in vielen Ländern begeistert aufgenommen worden. Im November 1995 erklärte die UNESCO auf Antrag des spanischen Staates den 23. April zum Welttag des Buches und des Urheberrechts. In einem Statement von Milagros del Corral, der zuständigen Direktorin der UNESCO, heißt es: «Lesen bedeutet einen interaktiven Dialog mit dem vom Autor eines Textes geschaffenen virtuellen Universum aufnehmen: einem Universum intellektueller Beschreibungen, das sich jeweils unterscheidet, abhängig von der Phantasie jedes einzelnen Lesers.» «Es gibt Bücher zu allen Themen, für jedes Publikum und zu allen Zeiten. Aber wir müssen sicherstellen, dass

Bücher für jeden und überall zugänglich sind.» Die UNESCO möchte mit dem Welttag des Buches und den damit verbundenen weltweiten Aktivitäten Buch und Lesen fördern.

Am Anfang stand eine Legende.

Die Legende erzählt, dass vor langer Zeit im Dorf von Montblanc (Tarragona) ein grausamer Drache, fähig mit seinem Atem zu töten und die Luft zu verpesten, die Bewohner der Stadt in Angst und Schrecken versetzte. Die Bewohner, erschreckt und müde durch die Verwüstungen und Untaten des Drachen, beschlossen, ihn zu besänftigen, indem sie ihm jeden Tag eine Person zum Fraß vorwarfen, die durch Auslosung ausgewählt wurde. Nach mehreren Tagen, traf das Pech die Prinzessin. Als die Prinzessin den Ort verließ und sich dem Drachen näherte, tauchte plötzlich ein Ritter namens Sankt Georg mit schillernder Rüstung und weißem Pferd auf, um die Prinzessin zu retten. Sankt Georg hob sein Schwert und erstach den Drachen, und befreite somit endlich die Prinzessin und die Bewohner. Von dem Blute des Drachen erklommen Rosenbüsche mit den rotesten Rosen die man jemals gesehen hatte. Sankt Georg, triumphierend, nahm eine Rose und bot sie der Prinzessin an.

Laut der Legende, Sankt Georg rettete seine Prinzessin indem er den Drachen tötete, aus dessen Blut ein Rosenbusch erklomm. Deshalb ist dieser Tag für manche der Katalanische Valentinstag, weil man sagt, dass Sankt Georg, per Exzellenz, der Schutzpatron der Verliebten in Katalonien ist.

Das Haus Casa Batlló in Barcelona ist ein symbolischer Verweis auf die Legende des Heiligen Georg, des Schutzpatrons von Ka-

talonien. Die schuppige Fassade ist der Körper des Drachens, die Balkone sind die Augenhöhlen und der Turm ist der Speer des Ritters, mit dem er das Ungeheuer tötete. Die Form des Daches ähnelt dem Rücken eines Drachens. Der Turm auf dem Dach des Hauses, der vom Kreuz des Heiligen Georg gekrönt wird, ist eine Anspielung auf den Speer, mit dem der Ritter den Drachen besiegte. Die Enden des Turmkreuzes stellen Heilige dar. Jedes Jahr am 23. April, dem Tag des Heiligen Georg oder dem katalanischen Valentinstag, wird die Fassade der Casa Batlló mit Tausenden von Rosen geschmückt.

Seinen Ursprung hat der Feiertag für das Buch in einer katalanischen Tradition, wonach sich die Menschen zum Namenstag des Volksheiligen Sant Jordi (Sankt Georg) Rosen schenken. Seit den zwanziger Jahren werden auf Initiative der Büchergilde von Barcelona auch Bücher verschenkt.

Außerdem ist der 23. April Welttag des Buches, deklariert im Jahre 1995 durch die UNESCO. Deshalb ist dieser Tag, außer der Rosenaustausche, die Form, an eine der meist verankerten Traditionen in der katalanischen Kultur zu erinnern. Sei hinzugefügt, dass es ein Klassiker geworden ist, die letzten literarischen Werke, spezielle Ausgaben oder das Autogramm und die Widmung deines Lieblings-Schriftstellers zu bekommen.

Der 23. April ist besonders in Barcelona, der Hauptstadt Kataloniens, ein Kulturereignis mit Volksfestcharakter, bei dem Verkaufsstände auf den Straßen aufgebaut sowie Lese- und Bücherfeste organisiert werden.

Der Feiertag des Heiligen Sankt Georg ist ein Tag, der mit viel

Enthusiasmus und Freude in Katalonien gefeiert wird. Am 23. April füllen sich die Straßen der Städte und Dörfer mit Menschen und Verkaufsständen mit Büchern und Rosen. Der Grund ist die Feier des Schutzpatrons von Katalonien und man möchte diese Tradition basierend in der Liebe und der Kultur verewigen.

<https://www.casabatllo.es/de/der-tag-des-heiligen-sankt-georg/>

Die Entscheidung der UNESCO, den katalanischen „Tag des Buches“ zum Welttag des Buches zu erklären, ist in vielen Ländern (England, Griechenland und Portugal) begeistert aufgenommen worden.

23. April ist es wieder so weit: Deutschlandweit feiern Buchhandlungen, Verlage, Bibliotheken, Schulen und Lesebegeisterte am UNESCO-Welttag des Buches ein großes Lesefest. Eine regionale Tradition ist zu einem internationalen Ereignis geworden: 1995 erklärte die UNESCO den 23. April zum „Welttag des Buches“, dem weltweiten Feiertag für das Lesen, für Bücher und die Rechte der Autoren.

Worte sind der Seele Bild

Worte sind der Seele Bild -
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. -
Was wir hatten, wo ists hin?
Und was ists denn, was wir haben? -
Nun, wir sprechen! Rasch im Fliehen
Haschen wir des Lebens Gaben.

Johann Wolfgang von Goethe

Das Wort

Vaclav Havel

Das Wort ist eine geheimnisvolle,
vieldeutige, ambivalente, verräterische Erscheinung.
Es kann ein Lichtstrahl im Reich der Finsternis sein,
wie einst Belinskij ‚Das Gewitter‘ von Ostrowskij genannt hat,
doch es kann auch ein todbringender Pfeil sein.

Und was das schlimmste ist:

Es kann eine Weile dies und eine Weile jenes sein,
es kann sogar beides gleichzeitig sein!
Dasselbe Wort kann einmal große Hoffnung ausstrahlen,
ein anderes Mal nur Todesstrahlen aussenden.
Dasselbe Wort kann einmal wahrhaftig
und ein anderes Mal lügnerisch sein,
einmal faszinierend und ein anderes Mal trügerisch,
einmal kann es herrliche Perspektiven eröffnen
und ein anderes Mal nur Gleise verlegen,
die in ganze Archipele von Konzentrationslagern führen.
Dasselbe Wort kann einmal ein Baustein des Friedens sein,
und ein anderes Mal kann jeder einzelne seiner Laute
vom Echo der Maschinengewehre dröhnen.

<http://www.deanita.de/>

Mein erstes Buch

Von Stefan Andres

Es gab daheim in der guten Stube eine große Schachtel. Darin lag ein Buch, das hieß »Christlicher Hausfreund«. Mein Vater hatte es noch kurz vor seinem Tode gekauft. Es war eines der wenigen Bücher, die es in unserem Haus gab.

Seit dem Tod des Vaters und dem Beginn des Kommunionunterrichtes pflegte ich im Laufe des Nachmittags, wenn mich die Familie nicht zur Feldarbeit brauchte, in das gute Zimmer zu schleichen, leise die Türe zu schließen, das Buch aus seinem Pappbehälter zu holen – es war sehr groß und dick – und vorsichtig auf die grüne Tischdecke zu legen.

Dann setzte ich mich auf das ebenso grüne Sofa, und nach einigen Minuten war für mich Schweich an der Mosel, das Haus in der Wilzgasse und selbst die gute Stube in den Seiten des »Christlichen Hausfreundes« versunken.

Schon der Duft des Buches hatte die Kraft, mich fast unmittelbar in eine andere Welt hinüberzutragen. Dass die Wörter, die unter den Bildern rechts unten standen, die Namen der Maler seien, hatte mir niemand gesagt, ich wusste es einfach. Bei den Gedichten stand ja auch der Name des Dichters darunter oder darüber. Und jemand musste ja das Bild gemacht haben. Ich las die Namen, die ich fast alle nicht zu betonen wusste, im Flüsterton und mit derselben Ehrfurcht, die ich beim Anblick des zu dem Namen gehörenden Bildes empfunden hatte.

Bellinis und Raffaels Madonnen blickten mich an, ich konnte

mit den Fingern, ohne dass mich jemand tadelte, über die volltönenden Farben tasten, über die Wangen des Christkinds und die Gewänder der schönen Mutter. Ich war bei Tobias und dem Engel des Cima da Conegliano – dieser Name klang mir ein wenig wie Karnickel – und ich stand in diesem Licht, das alles vergoldet, an diesem fröhlichen Bach und vor diesen Bergen, die in mir‘ soviel Sehnsucht erweckten; denn sie waren so blau und klar und so ungefährlich wie dieser kleine Fisch, bei dessen Anblick ich nicht begreifen konnte, dass Tobias Angst vor ihm hatte. Ich hörte die Engel der Brüder van Eyck musizieren, und beim Anblick des einen, der einen Geigenbogen über ein mir unbekanntes Instrument führte, dachte ich an Clara, welche ohne mich zu fragen über Rupproth in den Himmel entwichen war. Vor Signorellis »Verdammten« aber empfand ich Angst. Die gepanzerten Engel sahen so hart aus und die braunen, glatten Teufel so grausam, dass ich den Knäuel der nackten, verdammten Menschen nur mit flüchtigen Blicken streifte.

Unter den andern Bildern, die nicht farbig waren und auch nicht von so großen Malern zu sein schienen, stand jedesmal ein erklärender Satz. Ich stieß oft auf Wörter, die ich nicht verstand. Da gab es ein Bild, darauf ein Mann an einem leeren Tische saß, ein richtig verzweifelter Mann. Die Frau, mager und verhärtet, trat von hinten an ihn heran und suchte auf ihn einzureden. Darunter stand: »Bittere Tage des Streikes. « Ich hielt dies Wort für eine schlimmere Form des Streites, und da ich sah, dass der Streit nicht zwischen den Eheleuten herrschte, musste es ein Streit draußen in der Welt sein.

Auf einem andern Bild trat ein Mönch mit einer bittenden Gebärde in eine Gefängniszelle, in der ein Mann mit entsetzten Augen auf

der Pritsche saß und sich mit der Hand ins Haar fuhr. Darunter standen die Worte: »Zehn Jahre Zuchthaus. «

Ich war oft und lange bei dem Verurteilten in der Zelle, ließ mir von ihm erzählen, was er getan hatte, und begann mit ihm mir allerlei auszudenken, wie man sich die Zeit vertreiben könnte. Ich riet ihm, er solle Bilder malen, ganz genau gemalte Bilder, in denen man umherwandeln, ja, sich verlieren könnte. Oder Bilder wie die von Fra Angelico, auf denen der Himmel offensteht. Und ich wiederholte dem unglücklichen Mann immer wieder den Satz: »Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden. «

Ich sagte ihm sogar, dass dieser Satz auf Seite 706 desselben Buches stehe. Ja, er könne ja nachts aus seiner Zelle heraus durch das ganze Buch wandern, wie durch einen großen Palast, auf dessen Wänden die ganze Welt gemalt sei, in der Nacht könne ihn keiner hindern zu gehen, wohin es ihn treibe.

Oft auch war ich beim Verlorenen Sohn. Ich machte mit ihm den schlimmen Abschied von Vater und Mutter mit, und hier konnte ich ihn am wenigsten verstehen. Ich tadelte seinen Übermut und seine harte, lieblose Art, wie er sich über Vaters Bitten und Mutters Tränen hinwegsetzte. Aber kaum waren wir allein, auf den Pferden, in der hellen Frühjahrslandschaft, da verstand ich ihn, ich wäre auch so gerne in die Ferne gezogen. Beim Wein allerdings und bei den Mädchen wurde ich ein wenig unsicher. Er trieb es zu toll. Und ich sah ja, wie die eine ihm in die Tasche am Gürtel griff, während die andere die Arme um ihn schlang und ihn küsste. Und er stieß den Becher um und ließ den guten Wein umkommen. Der fette Wirt aber schrieb immerzu an, und wenn ich an die Unterschrift des Bildes dachte, wurde mir angst und bange für den närrischen jungen Mann, der mir aber trotz allem wie ein Freund vorkam.

Schließlich kam das Erwachen, auch für mich. Ich wusste zwar, wie die Geschichte ging, aber jedesmal dieser graue Morgen! Ein wüster Kopf, kein Pfennig Geld, sogar die Kleider hatte er versetzt. Nun waren die Leute auf einmal nicht mehr freundlich zu uns. Sie schüttelten die Köpfe, blickten hämisch drein und gaben uns nicht einmal ein Stück Brot. Die Unterschriften wurden immer drohender – bis wir dann bei den Schweinen saßen und an allerlei dachten, auch an zu Hause, an Vater und Mutter. Ich machte ihm Mut, ich wusste ja, wie die Geschichte auszugehen hatte. »Geh, Fridolin«, so hieß er für mich, »geh, das ist doch kein Leben mehr! Und außerdem – dein Vater wartet auf dich!« Er wollte es nicht glauben, er lachte über mich. »Wenn der mich sieht, hetzt er den Hund auf mich, und recht hätte er! «

Aber ich gab keine Ruhe. Dann war es die Scham vor dem älteren Bruder, die ihn zurückhielt – und darin verstand ich ihn sehr gut. Ich stellte mir Martin vor und Lischen, die so fleißig und ordentlich waren. Wenn ich, nachdem ich mein Erbteil, etwa in Köln, verprasst hätte, nun eines Tages nach Hause käme, mein Gott, das wäre das Schlimmste! Aber nein – das Gesicht des Vaters, das verhärmte, schmal gewordene Gesicht, das wäre das Schlimmste. Schließlich hatte ich Fridolin so weit. »Lass Martin sagen, was er will, es geht ja nicht um ihn, es geht um dich – und deinen Vater und deine Mutter! «

Wir machten uns auf. Der Augenblick, da Fridolin zu Boden fiel, und Vater und Mutter ihm entgegenliefen, machte mich jedesmal ganz glücklich. »Siehst du«, sagte ich hernach zu ihm, »war es nun nicht das einzig Richtige, was wir tun konnten! «

Oft nun, wenn ich so im guten Zimmer durch das Tor des »Christlichen Hausfreundes« in eine andere Welt entwichen war, wurde

nach mir im Hof und im Hause gerufen, und ich konnte nicht antworten, weil ich ja nicht da war. Daraus erwuchs mir, aber auch Mutter und den Geschwistern, mancher Verdruss, bis dann eines Tages der Brief aus dem Collegium Josephinum aus Holland ankam, in welchem stand, dass die Empfehlungen des Herrn Dechanten aus Schweich mir noch im Herbst dieses Jahres die Pforte der Studienanstalt öffnen werden.

Stefan Paul Andres (* 26. Juni 1906 in Trittenheim, Ortsteil Dhrönchen; † 29. Juni 1970 in Rom) war ein deutscher Schriftsteller. Andres, Mitglied im Bamberger Dichterkreis, war in den 1950er und 1960er Jahren einer der meistgelesenen deutschen Autoren. Seine bekanntesten Werke sind die Novellen *El Greco malt den Großinquisitor* (1936) und *Wir sind Utopia* (1942).

Aus: „Über den Tag hinaus“

Das Leben ist nicht ohne

Das Leben ist nicht ohne
Wenn stets scheint die Sonne
Wenn man steht in warmen Strahlen
Man weiß nichts von der Qual der Wahlen

Die man im Schatten treffen muss
Man befindet sich unter ihrem Beschuss
Man ertrinkt in deren stets zunehmendem Fluss
Auf diese Entwicklung hat man schon kaum Einfluss

Ausgeliefert dem Schicksal
Es steigt und sinkt die hohe Moral
Die Sonnenseite wird man nie erreichen
Man wurde geboren in so einem Sternzeichen

Stefan Pioskowik März 2022

Und dann kam der Mai, der besondere Monat Mai

Der „Wonnemonat“ ist da. So wird der Mai nämlich genannt, weil jetzt vieles grünt und blüht. Alle Vögel sind da.

Das bedeutet auch, dass der Sommer nicht mehr weit ist.

Frühling

Von Günter Schiwy

Wir erleben es jedes Jahr, wenn alles Mitte Mai in vollster Blüte steht und der Frühling so richtig uns sein Sonnengesicht zeigt, dann schlägt noch einmal die Kälte zu, um uns an den Winter zu erinnern. Es gibt sogar Rückschläge mit Nachfrösten. Der Volksmund nennt diese Kälterückfälle im Mai einfach „Eisheilige“ oder auch „Eismänner“ oder „gestrenge Herren“. Und das sind sie weiß Gott!

Da gibt es bei uns in Deutschland am 12. Mai den heiligen Pankratius, am 13. Mai den heiligen Servatius, am 14. Mai den heiligen Bonifatius und am 15. Mai die gestrenge Dame, die „kalte Sophie“.

Früher galten diese Tage als heidnische Gottheiten! Doch heute sind sie zu christlichen Wetterheiligen erhoben worden. Hier erleben wir wieder einmal, wie bereits bestehende und im Volksdenken fest verwurzelte heidnische Feste zu christlichen Festen umgewandelt worden sind. Die Menschen der Vorzeit waren es gewohnt, diese plötzlich eintretende Kälte als gottgewollte Phänomene hinzunehmen und sie göttlichen Kräften und Mächten zuzuschreiben.

Die christliche Kirche konnte den Heiden diesen Glauben nicht zerstören, wenn sie sie bekehren wollte. Deshalb ersetzte sie die heidnischen Götter durch christliche Heilige. So einfach machten es sich damals die Religionen! An Stelle der Götter hießen die kalten Tage im Mai jetzt Pankratius, Servatius, Bonifatius und kalte Sophie. Ein genialer Einfall des Papstes Gregor des Großen, der von 590 bis 604 Papst war. Er ordnete an, dass die Feste der Heiden allmählich in christliche Feste umbenannt und nachgeahmt werden müssen. Ein weiß Gott kluger Papst!

Die „kalte Sophie“ war in Wirklichkeit eine Märtyrerin, die in der Zeit der ersten Christenverfolgungen lebte.

Jeder von uns, der einen Garten besitzt, weiß, dass diese Spätfröste der Landwirtschaft, insbesondere den Obstbauern großen Schaden anrichten können, wenn die Bauern frostempfindliche Saaten bereits in der Erde haben. In früheren Jahren konnten diese Frosttage eine große Hungersnot auslösen. Deshalb werden bestimmte Pflanzen heute erst nach den Eisheiligen ins Freie gesetzt. Das ist kein Aberglaube, sondern dem Landmann und Gärtner sind es Realitäten.

Eine alte Bauernregel besagt:

„Pankrazi, Servazi, Bonifazi sind drei frostige Stazi, und zum Schluss fehlt nie die kalte Sophie !“

Es kann durchaus möglich sein, dass der Mai trotz durchschnittlicher Temperaturen von +13,3 Grad plötzlich mit sporadischen Kälteeinbrüchen und nochmaligem Schneefall in höheren Lagen antwortet. Immerhin liegt die durchschnittliche Tiefsttemperatur des Monats Mai bei minus 5 Grad.

Wonnemonat Mai

Wir begrüßen dich im Land,
Wonnemonat wirst du genannt.
Wohin auch unser Auge sieht,
überall es grünt und blüht.
Sei uns willkommen, lieber Mai!

Streichelst uns mit milder Luft,
gern schmecken wir den süßen Duft.
Dein Kleid ist schön und licht,
zeigst ein freundliches Gesicht.
Sei uns willkommen, lieber Mai.

Rosenpracht grüßt zu uns her,
die Hitze drückt noch nicht so sehr.
Farbenrausch an allen Ecken,
Insekten Blütennektar lecken.
Sei uns willkommen, lieber Mai.

Vogelkonzert schon lang vor Tag.
Schlafe jetzt, wer es noch mag!
Tiere sind alle aufgewacht,
vorbei ist die lange Winternacht.
Schön bist du, Wonnemonat Mai!

© Irmgard Adomeit, 2012
Aus der Sammlung Jahreszeiten

Wie aus den Poesiealben

Wie aus den Poesiealben
Am Himmel fliegen erste Schwalben
Sehr früh sind sie gekommen Anfang Mai
Wie fröhlich sie sich bewegen arbeitsam und frei

Was könnt ihr mir erzählen
Welche Wege musstet ihr wählen
Was habt ihr alles gesehen im Süden
Sagt mir das in euren geflügelten Etüden

Ich werde diese Sprache verstehen
Nichts davon wird meinen Sinnen entgehen
Lange Strecken unzählige Gefahren exotische Seen
Lasst es euch ein paar Monate bei uns heimisch gut gehen

Stefan Pioskowik Mai 2022

Die Natur Masurens in der gegenwärtigen deutschen Belletristik

Die zeitgenössischen Autoren der Masuren gewidmeten deutschen Belletristik können bei der Darstellung dieser für ihre einzigartige Natur berühmten Region auf eine etwa hundertjährige literarische Tradition zurückblicken. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden Masuren durch die Erzählungen und Romane der Brüder Fritz Skowronnek (1858–1939) und Richard Skowronnek (1862–1932) sowie die publizistischen und Erinnerungsbücher des Ersteren zu einer erkennbaren, topographisch fassbaren literarischen Landschaft. Dank der Entfernung von kulturellen Zentren hatte das darin gezeigte Masuren einen ursprünglichen, von der technischen Zivilisation unberührten Charakter bewahrt. Wie den beiden in einer Försterei in der Nähe von Lyck groß gewordenen, zu ihren Lebzeiten ziemlich populären Schriftstellern, waren das Milieu und die Sprache des Landes auch den späteren Autoren gut vertraut. So gaben Ernst Wiechert (1897–1950), Alfred Brust (1891–1934), Hans Hellmut Kirst (1914–1989), Siegfried Lenz (geb. 1926), Arno Surminski (geb. 1934) u.a.

Die soziale und mentale Charakteristik der Bewohner und die Besonderheiten der Landschaft wieder. Sie stellten die Urwüchsigkeit der Menschen und der Natur dar. Während um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert eine solche Sicht Masurens dem damals als Heimatkunst bezeichneten literarischen Regionalismus angesichts der hier wohl wahrgenommenen ‚Binnenexotik‘ und des ‚Primitivismus‘² weitgehend entsprach, aber auch in anderen regionalen Literaturen in Deutschland zu beobachten war, wurde in der nach-

folgenden Zeit die spezifische ostpreußische Landschaft, und besonders die Natur von Masuren, zu einem Kennzeichen der dieser Region thematisch verpflichteten Werke.

So dienen die fast sprichwörtlich gewordenen Worte „Land der dunkeln Wälder / und kristallinen Seen“ in der Publizistik und der belletristischen Literatur immer wieder zur Charakterisierung dieses Teils von Ostpreußen. So ist der masurische Wald mit seiner überreichen Flora und Fauna ein fester Bestandteil der Natur und zugleich ein magischer Ort der literarischen Landschaft Masurens bei Alfred Brust und Ernst Wiechert.

Auch fehlen die zahlreichen masurischen Seen in kaum einem Werk über Masuren. Für die Bewohner dieser Region wurde das zwischen 1835 und 1840 entstandene Masurenlied von Friedrich Dewischeit, das mit den Worten beginnt: „Wild flutet der See, / Drauf schaukelt der Fischer / Den schwankenden Kahn [...]“, eine Art Hymne.

Da die meisten Werke über Masuren stark autobiographisch geprägt und viele erst nach dem Verlust Ostpreußens für Deutschland verfasst worden sind, gehören in der Regel Verklärung und Überschaubarkeit eines zum Mikrokosmos reduzierten Weltbildes, aber besonders der Topos des ‚verlorenen Paradieses‘, zum Charakteristikum dieser Literatur.

Die traditionelle Heimatliteratur in Deutschland evozierte mit Vorliebe positive Konnotationen des ländlichen, oft im Gegensatz zur Großstadt betrachteten Milieus. Starke familiäre und soziale Bindungen auf dem Lande in einer Zeit, als das großstädtische Milieu längst als Ort sozialer Entwurzelung und Entfremdung des modernen Menschen angesehen wurde, führte in der Literatur zu einer mit der Zeit zunehmend unhistorischen Sicht des Dorfes und

zur Idealisierung und Trivialisierung der Gattung Heimatliteratur. Die Autoren zeigten eine von Urbanisierungsprozessen unberührte Realität und glorifizierten überlieferte, mit dem dörflichen Milieu assoziierte Werte: Ordnung, Disziplin, Gerechtigkeit und strenge Sittlichkeit.

In der gegenwärtigen deutschen Prosa über Masuren fehlen große epische Formen, wie sie noch vor einigen Jahrzehnte etwa von Ernst Wiechert oder Siegfried Lenz geschaffen wurden.

Seit den 90er Jahren wird diese Region am umfassendsten in Reisebüchern dargestellt: Ostpreußen ade. Reise durch ein melancholisches Land (1994) von Ralph Giordano, Begegnung mit Ostpreußen (1994) von Christian Graf von Krockow und Fernes nahes Land. Begegnungen in Ostpreußen (1995) von Klaus Bednarz. Die zeitgenössischen Autoren fiktionaler Literatur bevorzugen eher kleine epische Formen, die ihrem begrenzten Erfahrungsbereich entsprechen. Ungeachtet einer reichen literarischen Tradition bieten sie immer neue Modelle der Darstellung von Masuren, die heute in die Richtung der Populärliteratur tendieren. Keiner der von uns analysierten Autoren lässt die masurische Natur außer Acht; alle fügen sie zielbewusst in einer ihren künstlerischen Absichten entsprechenden Form in das Handlungsgefüge ein. In diesen Werken steht nicht mehr der masurische Wald im Vordergrund der Naturdarstellungen, vielmehr sind es in erster Linie die zahlreichen Gewässer der Region, reizvolle Seen und Flüsse.

Fragmente aus:

Prof. Mirosław Ossowski:

„Die Natur Masurens in der gegenwärtigen deutschen Belletristik:
Herbert Somplatzki, Horst Michalowski und Franz Böhm“.

In: Studia Germanica Gedanensia, 2008

Das Paradies

Von Arno Surminski

Wenn du wissen willst, was Kalischken ist, gib mir die Hand und komm' mit zum Schuster Kristan. Besuche jenes Strohdachhaus am Dorfeingang, das seit der Franzosenzeit eine bedenkliche Neigung nach Osten hat, aber nicht fallen will, das fast erdrückt wird von zwei Pappeln, die über dem Schornstein des Schusters ihre Köpfe zusammenstecken. Gutes Wetter muß sein. Dann sitzt der Schuster mit dem Flickzeug unter den Pappeln, hört die Bienchen summen und die Spatzen im moosbedeckten Strohdach schilpen. „Na, Meister, sind die Schuhe fertig?“, mußt du ihn fragen. Er wird dir keine Antwort geben. Wenn du Glück hast, schiebt er dir einen Schemel hin. Das heißt, du sollst Platz nehmen im geräumigen Wartezimmer des Schusters Kristan. Huckst dich also unter die Pappeln und wartest, bis der Schuster den Mund aufmacht. Der kann stundenlang schweigen. Der schickt dich auch ,schweigend zum Krug, um ein halbes Literchen Bier zu holen, denn der Geist der Sprache muß gelockt werden, der fühlt sich nur wohl in einer Mischung aus Bierschaum und Kautabak. Kaum sind die beiden vermengt, legt der Schuster los.

Was willst du hören? In Kalischken weiß jeder, warum das Haus des Schusters Kristan schief steht, warum seine Pappeln nicht kerzengerade in den Himmel wachsen, wie es sich für anständige Bäume gehört, warum die Balken über der Haustür zur Erde hin gekrümmt sind und auf der Schwelle der verkohlte Abdruck eines Pferdehufes zu erkennen ist. Das kommt von den unglaublichen Geschichten, die Schuster Kristan zu erzählen weiß, von den kopflosen Pferden, die um Mitternacht über die Dorfstraße traben,

vom Teufel, der sein behaartes Hinterteil ausgerechnet an Christi Himmelfahrt in den Schornstein des Schusters hängte, dort seinen Dreck ablud und die Rauchöffnung erst freigab, als Kristan einen Bienenschwarm in den Schornstein jagte.

Aber du bist gekommen, um nach Kalischken zu fragen. Dann bitte den Schuster, dir die Geschichte vom Erzengel Gabriel zu erzählen. Sie trug sich zu, die Geschichte vom Erzengel, im Heiligen Land zu einer Zeit, als Kristan noch jung war. Damals wanderte er zu Christi Grab, brauchte fünf Jahre und ein paar Wochen für die beschwerliche Reise, setzte sich nach der Ankunft auf den Ölberg bei Jerusalem, fand eine Quelle (direkt unter einem Kruschkenbaum), wusch den Staub des Weges aus dem Gesicht und machte sich wieder auf den Heimweg Richtung Kalischken.

Wenn du an dieser Stelle ungläubig den Kopf schüttelst, zeigt dir der Schuster einen türkischen Krummsäbel, der neben seiner Haustür baumelt. Ein Räuber hat ihn im Kampf verloren, als er den Schuster daran hindern wollte, durch den Bosphorus zu schwimmen. Kristan nahm ihm nicht nur den Säbel ab, sondern trennte auch das rechte Ohr des Wegelagerers vom Kopfe. Das eingelaufene, vertrocknete Räuberohr liegt in der Schlafstube des Schusters, direkt unter dem Kruzifix.

Den Erzengel traf der Schuster auf dem Heimweg, als Kristan in der Mittagshitze ausruhte. Er hatte zur Erfrischung die staubigen Füße in das Wasser des Jordans gesteckt und den Kopf auf ein Grasbüschel gelegt. Ein Feigenbaum verbreitete Schatten über dem müden Schuster. Als er so dalag und an Kalischken dachte, kam der Bote Gottes mit weit von sich gestreckten Flügeln über das Jordanwasser spaziert, trocknete im Gras seine Füße ab und schwang sich behende in das Geäst des Feigenbaums.

Da saß er, der Erzengel.

„Was treibst du dich im Heiligen Land herum, Schuster Kristan?“, fragte er von oben herab.

„Ach, lieber Gabriel,“, antwortete der Schuster. „Ich suche das Paradies, in dem Milch und Honig fließen. Aber wohin ich auch komme, ich finde nur Sand und Steine.“

Der Erzengel schnauzte sich kräftig und blickte nachdenklich zur Erde.

„Das Paradies gibt es schon,“, sagte er nach langem überlegen.

„Aber es ist sehr schwer zu finden, denn es ist nur ein winziger Fleck, den du leicht verfehlen kannst.“. Er kletterte aus dem Feigenbaum, nahm Platz neben Kristan, räusperte sich und spuckte in das träge fließende Jordanwasser.

„Pass‘ auf, ich will es dir beschreiben! Wenn du hereinkommst in das Paradies, stehen da drei mächtige Bäume, ich glaube, es sind Linden. Du kannst sie nicht verfehlen, denn sie duften nach frischem Honig. Du gehst die Pflasterstraße abwärts, kehrst dich nicht um das weiße Haus zu deiner Rechten, denn es ist ein Wirtshaus“.

Kristan wunderte sich zwar, daß es im Paradies ein Wirtshaus geben sollte, aber er wagte nicht, den Erzengel zu unterbrechen.

„Du wanderst also an dem weißen Haus vorüber mitten hinein ins Paradies. Bald stehst du vor einem Anger, besprenkelt mit Blumen, die meisten gelb, einige auch weiß und blau. Kühe grasen kreuz und quer, auch Osterlämmer hüpfen über deinen Weg. Enten, Gänse und Hühner findest du reichlich im Paradies, dazu eine Quelle mit frischem Wasser. Ein Stückchen weiter liegt der Poggenteich mit allem Getier, das sich im Wasser wohl fühlt. Die Fische springen lustig, die Frösche machen Musik, und der Klapperstorch

spaziert am Ufer auf und ab. Rundherum findest du Häuser, kleine Hütten nur, denn im Paradies braucht man keine Paläste. Die Schwalben fliegen zu den Fenstern rein und raus, im Dreck vor der Tür spielen die Kinder des Paradieses. Hinter den Häusern wogen die Kornfelder, der Mohn blüht in den Rüben, der Kuckuck ruft, der Habicht kreist über dem Acker, und vom Waldrand kommen die Krähenschwärme zu Besuch . . . „

Da sprang der Schuster auf und rief. „Das ist Kalischken! Da komm‘ ich gerade her!“

Der Erzengel blickte ihn traurig an.

„Armer Schuster“, sagte er. „Ist es wahr, du hast Kalischken verlassen, das einzige Paradies, das es auf Erden gibt?“

„Ja, so ist es“, brummte Kristan.

„Steh‘ auf und beeile dich! Vielleicht kannst du es in diesem Leben noch erreichen. Aber du mußt dich sputen, Schuster Kristan, denn bald gibt es keine Paradiese mehr!“

Die Einsegnung

Von Arno Surminski

Oculi da kommen sie, die Zugvögel nämlich. Lätare sollst du dich freuen. Aber Palmarum ist die Freude nicht mehr auszuhalten, dann gibt es Einsegnung in Kalischken.

Kennst du das vierte Gebot, Ella? Du wirst es aufsagen müssen vor der ganzen Gemeinde. Es muss das vierte sein, das wichtigste aller Gebote, denn es bezieht sich auf den irdischen Vater. Sag‘ es her, Kind, damit es dir gut geht und du lange lebest auf Erden!

Wie blass sie aussah in ihrem schwarzen Konfirmationskleid. Wäh-

rend Vater Dorbat den Schlips unter den gestärkten Hemdkragen würgte, stand das Kind, ein Gesangbuch in der Hand, zitternd auf der Schwelle. Einsegnung ist das größte, was ein junger Mensch in Kalischken erleben kann. Danach kommt nur noch die Hochzeit und der Tod. Zur Einsegnung wirst du herausgehoben aus den Patschlöchern und Kartoffeläckern, bist auf einmal ganz sauber, bekommst ein neues Kleid geschenkt, darfst in die Stadt, liegst in der Kirche auf den Knien, bis blaue Flecken sichtbar werden. Und währenddessen trägt der Südwestwind den Frühling nach Kalischken.

„Tut es weh, wenn der Pfarrer einsegnet?“ fragte Ella.

„Nuscht tut weh“ brummte Vater Dorbat.

So unberechtigt war die Frage nicht, denn Pfarrer Karausch, der aus jenem Winkel kam, in dem du Masuren, Litauen und Polen nicht mehr auseinanderhalten kannst, dieser Pfarrer Karausch verkündete das Evangelium gelegentlich recht handgreiflich. Der traf beim Segnen auch den Kopf, dass dicke Bruschen zurückblieben. Also gehen wir. Die Oma passt zu Hause auf die Kleinen auf, damit sie nicht die Betten aufschlitzen, während Pfarrer Karausch segnet. Sieben Kilometer bis in die Stadt. Zu Fuß musst du dir den Segen abholen, denn Waldarbeiter Dorbat besaß keine Pferdchen, die er vor die Kutsche spannen konnte. Zum letztenmal die sieben Kilometer abgewandert. Zwei Jahre Konfirmandenunterricht in der Stadt. Bei jedem Wetter. Zweimal in der Woche. Vorbei an kläffenden Hunden und dem bösen Ganter, der Mädchenbeine so gern leiden mochte. Und immer das Glaubensbekenntnis aufgesagt, die ganze Chaussee entlang, denn der Katechismus ist wichtiger als das Lesebuch.

Um Palmarum ist noch mit Matschwetter zu rechnen. Da liegen

Schneereste im Straßengraben, das Schmelzwasser versickert neben den Steinen, eine Zeit zum Schuhe-vollSchöpfen. Vater und Mutter Dorbat nahmen Ella in die Mitte, die blasse, hubbernde Ella, die die sieben Kilometer mit neuen, hochhackigen Schuhen marschieren wollte, ihr Stolz und ihr Schmerz.

Bedeckter Himmel, aber kein Regen. So ist es oft um Palmarum. Würzige Märzenluft. Dir wird fast duselig im Kopf. Weidenkätzchen am Straßenrand, die ersten Lerchen, die letzten Krähen. Ziemlich still ringsum. Der Kirchturm ist schon seit einer halben Stunde zu sehen, will aber nicht näherkommen.

„Sag‘ die zehn Gebote auf, Kind!“ schlug Mutter Dorbat vor. „Dann vergeht die Zeit schneller.“

Ella dachte daran, dass in einer Woche Ostern sein wird. Und sie zum erstenmal ein erwachsener Mensch. Am Karfreitag zum Abendmahl, und am ersten Osterfeiertag die Eier für die Kleinen verstecken. Sich von grünen Osterruten schlagen lassen, wegen der Fruchtbarkeit ... So wichtig wirst du, wenn du eingesegnet bist. Vater Dorbat besorgte unterwegs einen Knüppel, um besser durch die Patschlöcher zu kommen. Auch wegen der wilden Hunde in der Vorstadt. Wenn so ein Biest dich anspringt ... schade um den feierlichen Anzug. Aber nicht die Hunde hielten Vater Dorbat auf. Da stand doch früh am Sonntag Palmarum im Nachbardorf die Krugtür offen (so etwas sollte verboten werden, dachte die Frau im Vorübergehen), und scharfer Bierdunst zog über die Straße in die würzige Märzenluft.

„Geht weiter, ich komme nach“, sagte Vater Dorbat. Er nahm ein Kornche, fühlte gleich, wie der steife Hemdkragen nachgab; beim zweiten wurden die Füße warm. Beschwingt folgte er den Frauen und holte sie an der nächsten Wegbiegung ein.

„Du sollst dich was schämen!“ sagte Mutter Dorbat. „Wo das Kind heute Einsegnung hat.“

Sie hatten noch Zeit. Um halb zehn erreichten sie das Häusermeer der Stadt (Häusermeer ist sicher ein bisschen übertrieben, aber wenn du von Kalischken kommst, sieht das wahrhaftig so aus). Es war die Stunde, wo der Schusterkrug am Marktplatz seine Pforten öffnete. In Hemdsärmeln stand der dickbäuchige Wirt auf der Treppe, grüßte freundlich, schien sagen zu wollen: Nach dem langen Marsch hast du ein Schlubberche verdient, Vater Dorbat!

Recht hatte er. Und die Füße, die vom Schmelzwasser nassen Füße, wurden noch wärmer. Ach, es durchströmte Vater Dorbat so inniglich, wie es nur auf einer Einsegnung sein kann.

Jetzt musst du dich beeilen. Die Glocken bimmeln schon. Von den Frauen ist nuscht zu sehen, die hucken andächtig zu Füßen von Pfarrer Karausch.

Als Dorbat den Backsteinbau der Kirche erreichte, gaben die Glocken den letzten Laut. Bevor er eintrat, schneuzte er sich, wie man sich in Kalischken schneuzt (den Daumen aufs linke Nasenloch und durch das rechte kräftig gepustet). Da rauschten ihm die ersten Orgeltöne entgegen. Er sah seine Ella – das Kind fror ja immer noch – vor dem Altar sitzen, zusammen mit drei Dutzend Jungen und Mädchen, die auf den Segen warteten. Hinter dem Holzpfeiler seine Frau, die ein Plätzchen für ihn freigehalten hatte. Er zwängte sich durch, begann mitzusingen. Befiehl du deine Wege oder so ähnlich. Bis Pfarrer Karausch auf die Kanzel kam, sein Buch aufschlug und anfang:

„Ich will euch heute erzählen von Nuss. Nicht von Haselnuss, nicht von Walnuss, sondern vom heiligen Johannes.“

Aha.

Vater Dorbat druselte vor sich hin, schreckte erst auf, als er die Stimme seiner Ella hörte: „Du sollst Vater und Mutter ehren ...“
Jawoll! Dorbat sprang auf. Stand als einziger vor der Gemeinde. Schlug mit der Faust auf seine Brust, gab zu erkennen, dass er der Vater dieses zarten Mädchens sei, blieb standhaft stehen, auch als die Frau mit aller Kraft an seinem Ärmel zog. Das war seine Stunde.

Da schlug Pfarrer Karausch mit der Faust auf die Kanzel, dass das Gebälk zitterte.

„Tuut macht der Dampfer, wenn er in den Hafen kommt! Tuut macht der Dampfer, wenn er den Hafen verlässt. Ich aber sage euch, tut Buße, ihr Sünder!“ Das war für Vater Dorbat bestimmt. Der Finger des Karausch zeigte drohend auf ihn, durchbohrte ihn fast. Da sank Dorbat in sich zusammen, druselte weiter, bis die Orgel ihn wachrüttelte. Als sie zum Schlußgesang ansetzten, als es durch die Kirche donnerte, dass dem Posaunenengel über dem Altar die Backen zitterten, da ergriff es auch Vater Dorbat. Er stand am Holzpfeiler, sah die Reihe der eingesegneten Konfirmanden vorbeiziehen und hörte sie Halleluja singen.

Von der Stadt nach Kalischken sind es wieder sieben Kilometer. Aber die haben es in sich. Und die Umwege nicht zu vergessen. Der erste schon am Schusterkrug. Der Segen muss begossen werden. Mutter Dorbat und die Eingesegnete blieben vor der Tür, lehnten jedes Getränk ab, obwohl der Wirt es spendieren wollte. Und wieder hinaus in die frische Märzenluft. Die sorgt für klare Gedanken. Die pustet dich an, Vater Dorbat, dass der Schnaps aus den Nasenlöchern verdunstet.

Befiehl du deine Wege, sang er. Das war auch nötig bei dem aufgeweichten Untergrund, den vielen Schlammlöchern und dem si-

ckernden Schmelzwasser.

„Du sollst nicht fromme Lieder singen, wenn du betrunken bist“, schimpfte die Frau.

Er blieb stumm, bis er den Krug von Kalischken vor sich sah. Auch dort stand wieder, wie es der Zufall wollte, ein Mensch vor der Tür und lud ihn ein. Da darf man nicht nein sagen. Die beiden Frauen blieben auf der Straße, während zu Hause das Einsegnungessen kalt wurde.

Nein, sie konnten nicht ohne den Vater in Kalischken einziehen. Was sollten die Leute denken? Du sollst deinen Vater ehren und ihn nicht im Krug verkommen lassen! Also hinein, ihn von der Theke weggezogen, in die Mitte genommen, wo es schön warm ist. So, jetzt mit Anstand durch das Dorf marschierst.

Die Oma wartete mit dem Entenbraten. Hatte auch ein Geschenk für die Eingesegete. Uralte, aber saubere Leinenhandtücher aus ihrer Jugendzeit. Nur zweimal benutzt. So etwas braucht ein eingesegetes Mädchen. Für die Aussteuer und für die Einsegnung ihrer Kinder. Solche Tücher sind noch in hundert Jahren gut.

Die Kleinen saßen glatt gekämmt am Tisch, blickten auf zu der Eingesegeten, die als erstes zum Ofen rannte, Schuhe und Strümpfe auszog, um die nackten Füße zu wärmen.

„Habt ihr das Abendmahl genommen?“ fragte die Oma.

„Von wegen Abendmahl, betrunken ist er!“ sagte Mutter Dorbat.

Sie räumten Stühle, Schemel und Vorleger beiseite, die dem Vater auf dem Wege zu seinem Ehrenplatz ein Bein stellen konnten. Da saß er nun, während die eingesegete Ella immer noch barfuß herum lief und die Ente in Stücke schnitt.

Vater Dorbat ließ das vierte Gebot aufsagen von allen, wie sie da saßen. Bis auf den kleinen Rudi, der Gnubbel verstand da nichts

von. Und keiner fängt an, bevor der Vater die Gabel in die Hand genommen hat. Aber der dachte nicht daran. Ließ sich von seiner Eingesegneten erst ein Schnapschen einschenken und erzählte der Oma, wie der Pfarrer vom heiligen Johannes gesprochen hatte. Gut hat er gesprochen.

Da hielt es der kleine Rudi, der vom vierten Gebot keine Ahnung hatte, nicht mehr aus. Er griff nach einem Entenflügel. Und schon war die ganze Feierlichkeit hinüber. Die Kinder langten mit bloßen Händen in die Kartoffeln. Und der rote Schnittke tropfte wie Blut aus den Mundwinkeln auf das weiße Tischtuch.

„Kinderchen, Kinderchen, seid doch nicht so gierig!“ mahnte die Oma.

Vater Dorbat bekam das größte Stück der Ente. Dafür sorgte die Eingesegnete. Zum Glück schaffte er den Braten nicht, weil er bei Tisch einschlief. So blieb auch für die Eingesegnete ein Stückchen übrig.

„Es wird schönes Wetter geben, weil wir alles aufgeessen haben“, sagte die Oma. Sogar der eingemachte Kürbis, der im Sommer auf dem Komposthaufen gewachsen war, wurde restlos vertilgt. Den letzten Schluck Kürbissaft trank die Oma aus dem Weckglas.

Eine großartige Einsegnung. Und wartet nur ab, sie ist noch nicht zu Ende. Wenn die Nachbarn und Verwandten nachmittags zum Fladenessen kommen, wird Vater Dorbat aufwachen. Und es beginnt alles von vorn.

Nur Ella, die Eingesegnete, wird gegen acht Uhr abends, wenn die andern feiern, aus dem Hause gehen. Wird allein den aufgeweichten Feldweg zum nächsten Dorf wandern. Denn Ella hat eine Stellung angenommen im Gut. Morgen schon. Und da mußt du früh aufstehen und frisch sein.

„Mach‘ uns nur keine Schande“, sagte die Mutter, als sie die Eingeseignete an der Haustür verabschiedete. „Fleißig sein und gehorchen, so kommt der Mensch mit Anstand durch das Leben. Und vergiss das vierte Gebot nicht, Kind!«

**Mittwochstreffen
der Masurischen Gesellschaft
am 25. Mai 2022**

**Das Mittwochstreffen in der Stadtbibliothek
in Sensburg/ Mrągowo wird wie immer um
16.00 Uhr stattfinden
Wir laden Sie herzlich ein!**

Eine Kleinbahn namens Popp

Von Siegfried Lenz

Wovon soll ich erzählen zuerst? Von der Einweihung? Gut, von der Einweihung. Sie fand statt, wie verbürgt ist, an einem unschuldigen Frühlingstag zu Füßen der Suleyker Höhen, worunter man sich vorzustellen hat ein ansprechendes Hügelehen namens Goronzä Gora, was soviel heißt wie: Heißer Berg.

Der Tag, wie gesagt, war schön. Allerhand bunte Käferehen torkelten durch das Gras, die Bachstelzen am Fluss rannten um die Wette, und die berühmten Suleyker Schafe verzeipelten vor lauter Übermut ihre Ketten.

Eingeweiht sollte werden — das ist schon bekannt — die Kleinbahn von Suleyken über Schissomir, Sybba, Borsch, Sunowken nach Striegeldorf.

So eine Einweihung, man wird es zugeben, ist ein Akt voll tiefer Bedeutung. Ob geladen oder nicht geladen, die Gesellschaft von Suleyken versammelte sich auf dem Bahnsteig, man begrüßte einander mit ausdauernder Höflichkeit, erkundigte sich nach den Kinderchen, der Großmutter, dem Tantchen und dem Onkelehen, und dann machte man sich gemeinsam daran, die Kleinbahn zu inspizieren.

Sie war neu und braun. Stand mit ihren Rädern auf den Schienen, diese Kleinbahn, hatte drei Wagen, eine Lokomotive, sah ganz nach was aus. Die Lokomotive, wie es ihre Art ist, qualmte heiß vor sich hin — womit gezeigt werden sollte, dass sie unter Dampf stand —, und oben, zwischen allerhand Messingrädchen und Hebeln, stand ein Mensch namens Dziobek, stand da hochmütig herum und ließ sich bewundern.

Na, die Suleyker Gesellschaft prüfte alles genau, wimmelte durcheinander, klopfte, schraubte, drehte, machte hier was auf und da was, roch und schimpfte, stieß Laute der Verwunderung aus oder seltsame Rufe der Angst; auch Jubel konnte man hören.

Bis plötzlich ein uniformiertes Herrchen aus der Station kam, eine Glocke schwang und sich mit ihrer Hilfe Gehör verschaffte. Die Gesellschaft ordnete sich allmählich. Der Herr mit der Glocke winkte einmal zur Station, und wer kam heraus? Niemand anders als die Witwe Amanda Popp, ein munteres, schwerhöriges Weibchen, das trotz seines Alters leicht über die Schienen hüpfte und zum Erstaunen der Suleyker Gesellschaft auf eine kleine Tribüne trippelte, welche man aus zwei Kaninchenkisten gebaut hatte. Gut. Soweit ist alles gut.

Nun reichte das uniformierte Herrchen der Witwe Amanda Popp die Klingelglocke zum Halten, strammte sich, blickte auf die Gesellschaft und begann zu sprechen. Und er sprach so: „Amerika“, sprach er, dann folgte eine lange Pause, und er sah die Gesellschaft mit herausforderndem Triumph an.

Plötzlich, in die vielsagende Stille hinein, begann die Witwe Amanda Popp mit freundlicher Ahnungslosigkeit die Glocke zu schwenken, eine Handlung, die keineswegs vorgesehen war und die bewirkte, dass das Herrchen die Glocke zornig an sich riss und in seiner Rede fortfuhr. „Amerika“, fuhr er fort, „es war, hol's der Teufel, ein gutes Endchen weit weg. Wer hat schon gehabt die Möglichkeit, schnell mal rüberzufahren? Etwa du, Hamilkar Schaß? Oder du, Ludwig Karnickel? Und dich, Hugo Zappka, wollen wir gar nicht erst fragen. So. Erst einmal soweit. Stimmt doch? Oder hab' ich nicht richtig gesprochen?“

Die Gesellschaft von Suleyken nickte nachdenklich.

Sie hatte kaum ausgenickt, da rief das uniformierte Herrchen auch schon weiter: „Aber jetzt! Amerika — wisst ihr, was geschehen ist? Es ist näher gekommen. Wir sind geworden Nachbarn von Amerika. Ihr alle, Ehrenwort, könnt Amerika grapschen. So. Erst einmal soweit.“

„Weiter!“ rief ein ungeduldiger Mensch.

„Gut“, sagte das Herrchen, „also weiter. Halt die Glocke, Amanda Popp. — Was hatte ich gesagt? Amerika, richtig. Es ist näher gekommen. Und wodurch, bitte schön, ist es näher gekommen? Möchte das vielleicht jemand sagen? Na, wir wollen keinen Streit anfangen: Amerika ist geworden unser Nachbar, weil — sagen wir mal — weil wir gebaut haben —na, dreht euch doch mal um: unsere neue Kleinbahn!“.

Die Gesellschaft drehte sich schweigend um, als Amanda Popp, das schwerhörige alte Weibchen, wieder mit der Glocke bimmelte, worauf der Redner in jähzorniger Weise die Glocke an sich riss und sie vor sich hinstellte.

„Du kannst“, sagte er wütend, „Amanda Popp, nicht bimmeln zur unrechten Zeit. Was soll, überleg dir mal, werden, wenn die Bahn einfach abfährt?“ — Das schwerhörige Weibchen lachte und sprach so: „Die Kälberchen, die Kälberchen, rein zum Dammlichwerden ist das. Und wie die Sonne scheint.“

Diese Antwort, wie man sich denken kann, wurde überhört. Statt dessen nahm das Herrchen wiederum seine Rede auf und sagte folgendes: „Wir haben“, sagte es, „noch etwas vorzunehmen. Adolf Abromeit.“

„Hier“, sagte der Angerufene.

„Adolf Abromeit, deine Frau, nehmen wir mal an, kriegt eines Tages ein Kind. So einen runden, kleinen Lodschak. Gut. Erst einmal

soweit. Was wirst du dann, bitte schön, mit ihm machen?«

„Waschen“, rief Adolf Abromeit.

„Richtig“, sagte das Herrchen, „und dann?“

„Füttern.“

„Auch richtig. Und was noch?“

„Mit Puder bestäuben.“

„Stimmt alles“, sagte das Herrchen, „aber nur, Adolf Abromeit, eines hast du vergessen. Das Kind muss haben einen Namen. Was, Gevatterchen, hast du von ihm, wenn du ihn nicht kannst rufen? Darum, sage ich, ist für jedes Wesen von Wichtigkeit ein Name. Auch für die Kleinbahn, hol‘ sie der Teufel. Gut. Soweit ist alles gut. Und was wir jetzt vornehmen, wird sein eine Taufe. Wir taufen unsere Kleinbahn, wie vorgesehen, auf den Namen Paul Popp. Und wenn ihr wissen wollt, warum: Paul Popp ist ein Opfer geworden. Er hat gearbeitet an der Kleinbahn, er hat sich, wie bekannt, ein Bein ausgerenkt bei dieser Arbeit. Und weil er der erste ist, der Schmerzen ertragen hat um die Kleinbahn, heißt sie: Paul Popp! So. Übrigens, er muss noch immer liegen im Bett. Und darum ist, wie Augenschein zeigt, Amanda Popp gekommen, seine Mutter.“ Eine Stille von sonderbarer Bedeutsamkeit entstand. Die Gesellschaft, überrascht und zutiefst verwundert, blickte versonnen auf die Witwe Amanda Popp, die natürlich nichts anderes im Sinn hatte, als die Klingel zu greifen, was ihr jedoch das uniformierte Herrchen verwehrte, indem es energisch seinen Fuß daraufsetzte. Eigentlich, unter uns gesagt, wartete das Herrchen auf Beifall. Na, dergleichen regte sich aber nicht, und um das Schweigen zu überbrücken, begann der Redner von den Vorzügen der Kleinbahn zu sprechen. Und jetzt, das muss gesagt werden, erwachte in der Gesellschaft ein Sinn, der ausdrückt das Suleyker Verhältnis zur

Technik. Der Redner: er wurde immer wieder von subtilen Fragen unterbrochen, wurde regelrecht gepiesackt von diesen Fragen — woraus folgte, na, aber soweit sind wir noch nicht. Erst einmal, wenn's interessiert, einige Fragen.

Also fragte zum Beispiel Hamilkar Schaß, mein Großvater: „Mir ist“, ließ er sich vernehmen, „zu Ohren gekommen, dass so eine Kleinbahn, gegebenenfalls, kann überfahren drei Schafe auf einmal. Ist das richtig?“

„Dann“, sagte das Herrchen, „sind die Schafe schuld.“

„He“, rief ein Mensch aus dem Hintergrund, „und was ist eigentlich mit den Augen! Werden sie nun blind, wenn man mit der Kleinbahn fährt, oder werden sie nicht blind? Der Stodollik sagt, sie werden blind.“

„Das trifft“, sagte das Herrchen, „nicht zu.“

„Und was ist mit Schlummern“, rief ein anderer, „kann man schlummern in so einer Kleinbahn?“

„Hilft“, rief ein Einbeiniger, der alte Logau, „so eine Kleinbahn auch gegen Rheuma?“

„Weiß ich nicht“, schrie das Herrchen, ja, es schrie diesmal schon.

Na, und dann fragte der finstere Mensch Bondzio: „Wie ist das eigentlich, Gevatterchen, bei Regen? Kann die Kleinbahn nicht, sagen wir mal, wenn es gehörig pladdert, einfach ausrutschen?“

Zum Schluß fiel die entscheidende Frage. Sie wurde, niemand hätte es vermutet, gestellt von Jadwiga Plock. „Warum“, kreischte sie, „hol's der Teufel, sollen wir alle fahren nach Amerika? Ist's hier nicht auch schön?“

Während das Herrchen in sprachlosem Zorn die Klingel zur Hand nahm, regte sich freundlicher Beifall für Jadwiga Plock. Man ging zu ihr, drückte bewegt ihre Hand und machte ihr Komplimente.

So. Erst einmal bis hierher. Und jetzt geht's gleich los. Das Herrchen bimmelte wild, krächte "Einsteigen!", zerrte das schwerhörige Weibchen Amanda Popp von der Tribüne und stieg mit ihr ein. Außer ihnen stiegen von der ganzen Gesellschaft nur noch drei Menschen ein: mein Großvater, Hamilkar Schaß, der alte einbeinige Logau und der Briefträger Hugo Zappka. Der alte Logau, mein Lottchen, holte gleich das Fenster herunter, legte sich ächzend auf eine Bank und hielt sein einziges Bein, von wegen Rheuma, zum Fenster hinaus.

Dziobek, wie man beobachtete, tat so einiges mit den Rädchen und Hebelchen, und plötzlich, zur heillosen Überraschung der Gesellschaft, setzte sich die Kleinbahn in Bewegung. Man winkte und weinte, wie bei endgültigem Abschied, lief noch ein Stückchen mit und sah bangend und wehmütig zu, wie das Bähnchen hinter Goronzä Gora, das ist: Heißer Berg, entschwand.

Hugo Zappka, dieser Mensch, er hatte nichts Eiligeres zu tun, als die Ehrendame des Tages, die Witwe Amanda Popp, untern Arm zu nehmen. Und dann ging er mit ihr, weiß der Kuckuck, durch alle Wagen nach vorn, bis zur Lokomotive. Das arme schwerhörige Weibchen war schon ganz grün vor Furcht, und es zeigte mit ordentlich zitternder Hand, schreck-erfüllt, auf die Lokomotive. Zappka natürlich, er missverstand diese Geste, dachte, das ansonsten muntere Weibchen wolle da rauf. Zögerte also nicht lange und schleppte Amanda Popp über die Kohlen zum Führerstand. —

Dziobek, der Hoch mutige, warf zwei Schaufeln voll Kohlen ins Feuer. „Jetzt geht's noch schneller“, schrie er.

²Das ist so erwünscht“, schrie Zappka und deutete auf die Ehrendame des Tages. „Amanda Popp kann es nicht schnell genug gehen.“ Das alte Weibchen, es nickte ängstlich und dachte, man wolle jetzt

Schluss machen. Aber Dziobek heizte den Kessel noch mehr ein, weil er annahm, es sei immer noch nicht schnell genug.

„Ist jetzt schnell genug?“ fragte er das Weibchen. „Barmherzigkeit“, sagte Amanda Popp benommen, „rein zum Dammlichwerden.“

„Siehst du“, schrie Zappka durch den Fahrtwind zu Dziobek, „diese Fahrt macht ihr Freude. Sie will noch schneller.“

Unterdessen, in einem luftigen Abteil, ging folgendes vor sich: Hamilkar Schaß, mein Großvater, probierte die Bänke aus und sprach schließlich zum alten Logau: „So ein Bänkchen“, sprach er, „nie hatt‘ ich gehabt solch ein bequemes Bänkchen. Ich könnte tatsächlich noch eins aufstellen hinter der Scheune. Hier sind, was meinst du, Logau, sowieso zuviel. Vor lauter Bänken kann man hier schon gar nicht mehr sitzen. Hast du, Gevatterchen, etwas dagegen?“

Was sollte der alte Logau schon groß dagegen haben? Gut. Also Hamilkar Schaß, mein Großvater, machte sich gleich daran, so ein Bänkchen abzumontieren. Ging natürlich nicht einfach, waren alle ziemlich fest, diese Bänkchen, alle hübsch verschraubt. Jedenfalls, das war die Hauptsache, hatte Hamilkar Schaß erst mal ein bisschen zu tun während der Fahrt.

Er hatte so lange zu tun, bis ziemlich überraschend, das uniformierte Herrchen hereinkam und, nachdem er gesehen hatte, was hier vor sich ging, dermaßen unhöflich wurde, dass mein Großvater folgendes tat: er flüsterte dem alten Logau was ins Ohr, ging nach vorn und flüsterte ausgiebig mit Hugo Zappka, der das schwerhörige Weibchen am Wickel hatte, und dann sprangen sie, kurz vor Schissomir, alle ab.

Na, sie erholten sich zunächst ein wenig, dann zuckelten sie in verstörtem Schweigen den Weg zurück und ließen die Kleinbahn —

Kleinbahn sein. Als sie — auch das ist verbürgt — nach Suleyken zurückkehrten, wurde ihnen von der Gesellschaft ein Empfang bereitet, wie sich in Masuren niemand eines ähnlichen rühmen konnte. Sie erhielten von allen Seiten Geschenke und wurden gefeiert, als ob totgeglaubte und fleißig betrauerte Söhne überraschend nach Hause gekommen wären, so ungefähr ging es zu. Und natürlich wurde getanzt. Wundert man sich vielleicht darüber?

Das ist auch, wie man bei uns zu sagen pflegte, fischistko jädno, was soviel heißt wie einerlei. Und einerlei - das wurde den Leuten von Suleyken allmählich auch die Kleinbahn. Das Schicksal, das sie ausersehen war zu nehmen, war über die Maßen traurig. Anfangs, selbstverständlich, fuhr sie noch ein paarmal, und wenn sie um Goronzä Gora herumschlich —denn das musste sie schon —, da drohten die Leute von Suleyken, schwangen Knüppel, machten sogar unzüchtige Bewegungen zu den wenigen Fahrgästen und trieben ihre berühmten Schafe auf den Bahndamm — kurz gesagt, der Kleinbahn wurde dergestalt eingeheizt, dass sie ganz sacht verkümmerte. Aber wir wollen, um Himmels willen, nicht immer von Tragik reden. Zumal über die Geschichte, wie über den Damm der Kleinbahn, schon das gewachsen ist, was gegebenenfalls alles zudeckt: nämlich das wispernde Gras Suleykens.

Diskrete Auskunft über Masuren

Im Süden Ostpreußens, zwischen Torfmooren und sandiger Ode, zwischen verborgenen Seen und Kiefernwäldern waren wir Masuren zu Hause — eine Mischung aus pruzzischen Elementen und polnischen, aus brandenburgischen, Salzбургischen und russischen. Meine Heimat lag sozusagen im Rücken der Geschichte; sie hat keine berühmten Physiker hervorgebracht, keine Rollschuhmeister oder Präsidenten; was hier vielmehr gefunden wurde, war das unscheinbare Gold der menschlichen Gesellschaft: Holzarbeiter und Bauern, Fischer, Deputatarbeiter, kleine

Handwerker und Besenbinder. Gleichgültig und geduldig lebten sie ihre Tage, und wenn sie bei uns miteinander sprachen, so erzählten sie von uralten Neuigkeiten, von der Schafschur und vom Torfstechen, vom Vollmond und seinem Einfluss auf neue Kartoffeln, vom Borkenkäfer oder von der Liebe. Und doch besaßen sie etwas durchaus Originales — ein Psychiater nannte es einmal die „unterschwellige Intelligenz“. Das heißt: eine Intelligenz, die Außenstehenden rätselhaft erscheint, die auf erhabene Weise unbegreiflich ist und sich jeder Beurteilung nach landläufigen Maßstäben versagt. Und sie besaßen eine Seele, zu deren Eigenarten blitzhafte Schläue gehörte und schwerfällige Tücke, tapsige Zärtlichkeit und eine rührende Geduld.

Die hier vorliegenden Geschichten und Skizzen sind gleichsam kleine Erkundungen der masurischen Seele. Sie stellen keinen schwermütigen Sehnsuchtsgesang dar, im Gegenteil: diese Geschichten sind zwinkernde Liebeserklärungen an mein Land, eine aufgeräumte Huldigung an die Leute von Masuren. Selbstverständlich enthalten sie kein verbindliches Urteil — es ist mein Masuren, mein Dorf Suleyken, das ich hier beschrieben habe. Suleyken, wie es hier vorkommt, hat es natürlich nie und nirgendwo gegeben; es ist eine Erfindung, so wie die Geschichten auch zum größten Teil Erfindung sind. Aber ist es von Wichtigkeit, ob dieses Dörfchen bestand oder nicht? Ist es nicht viel entscheidender, dass es möglich gewesen wäre? Gewiss, das ist zugegeben, wird in diesen Geschichten ein wenig übertrieben — aber immerhin, es wird methodisch übertrieben. Und zwar in der Weise, dass das besonders Eigenartige hervorgehoben wird und das besonders Charakteristische zum Vorschein kommt. Insofern steht das bewährte Mittel der Übertreibung ganz im Dienst der Wahrheitsfindung. Aber das ist, alles in allem, auch von geringer Bedeutung, wenn wir uns nur einig wissen in unserer grübelnden Zärtlichkeit zu Suleyken. S. L.

INHALT

- 3 Welttag des Buches
- 7 Vaclav Havel **Das Wort**
- 8 Stefan Andres **Mein erstes Buch**
- 13 Stefan Pioskowik **Das Leben ist nicht ohne**
- 14 Günter Schiwy **Frühling**
- 16 Irmgard Adomeit **Wonnemonat Mai**
- 17 Stefan Pioskowik **Wie aus den Poesiealben**
- 18 **Die Natur Masurens in der gegenwärtigen deutschen
Belletristik**
- 21 Arno Surminski **Das Paradies**
- 24 Arno Surminski **Die Einsegnung**
- 31 **Mitwochstreffen der Masurischen Gesellschaft**
- 32 Siegfried Lenz **Eine Kleinbahn namens Popp**
- 39 Siegfried Lenz **Diskrete Auskunft über Masuren**

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden.

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Ewa Dulna, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

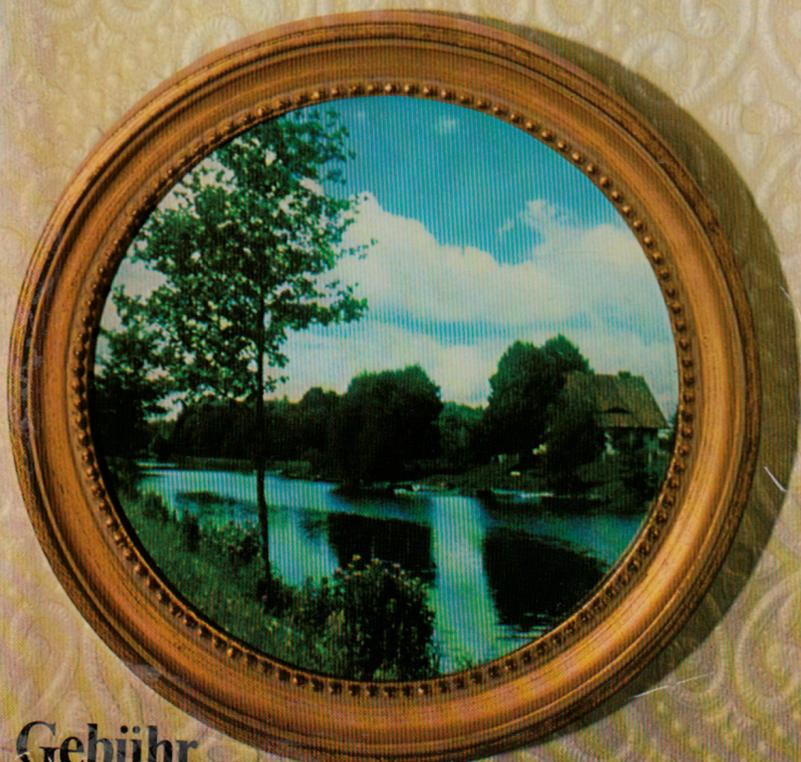
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungsministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.

Surminski Aus dem Nest gefallen

Arno Surminski
**Aus dem
Nest gefallen**
Geschichten aus Kalischken



Gebühr



Der Frühling in Olštyn/Allenstein. Auf den Bildern die Altstadt

Foto. B.W.